

*Marie Matisek*

# Mirabellen- sommer

*Roman*



KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe Juni 2017

Knaur Taschenbuch

© 2017 Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: FAVORITBUERO, München

Coverabbildung: VD-EK/plainpicture; glcheng/Gettyimages  
Abbildung Mirabelle im Innenteil: emberiza / Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51740-6

2 4 5 3 1



# Prolog

## *Vor zwei Jahren*

Wow!«, staunte Angélique, als sie dem Wegweiser zur »Domaine de Lafleur« gefolgt und von der Straße abgelenkt waren. Ein Kiesweg durch üppiges Grün führte nach ein paar Kurven zu dem großen Anwesen. Mauerchen, auf denen sich Geckos sonnten und in deren Ritzen kleine gelbe Blümchen und Kräuter wucherten, säumten den Weg, Bougainvilleen, die ihre üppige Blütenpracht über Zäune, Mauern und Sträucher ergossen, Palmen, Agaven und Zitrusbäume. Am steinernen Brunnen vor dem Landhaus mit seinen grünen Fensterläden wartete Marita bereits auf ihre Besucherinnen und winkte. Babette Babajou parkte ihr Auto im Schatten großer Platanen, dann stiegen sie und ihre Tochter aus und begrüßten die Deutsche.

»Wie schön, dass ihr kommen konntet«, freute sich Marita. »Wollt ihr was trinken? Ségolène hat Limonade gemacht.«

Auf der Terrasse des Hauses erschien die rundliche Figur der Haushälterin, von der Babette schon so viel gehört, die sie aber noch nicht persönlich kennengelernt hatte.

Die vier Frauen gingen hinüber und nahmen unter dem weißen Sonnenschirm Platz. Auf dem Tisch stand eine Ka-

raffe mit Zitronenlimonade, Eiswürfeln und Minzblättern, Gläser und kleine Fruchttörtchen.

»Sagen Sie bloß, die haben Sie selbst gebacken?« Babette war beeindruckt, die Törtchen sahen perfekt aus, wie vom *pâtissier*.

»Ach was, das ist doch nichts.« Verlegen wischte sich die Haushälterin ihre Hände an der Kittelschürze ab.

»Täuschen Sie sich nicht – die sind von gestern«, tönte die Stimme des alten Georges Lafleur aus dem Hintergrund. Mühsam kam er auf den Stock gestützt zu den Frauen auf die Terrasse.

»Aber das ist nicht wahr!« Ségolène war empört. »Wieso behaupten Sie so etwas, Monsieur Lafleur?«

»Damit mehr für mich bleibt«, entgegnete der alte Herr und schnappte sich sofort eines der Törtchen.

Babette schüttelte den Kopf. Sie hatte Georges erst zwei Mal gesehen, aber seine spitze Zunge und seine Lust, alle Menschen, die ihm begegneten, zu provozieren, bereits am eigenen Leib erfahren. Er war über achtzig Jahre alt, ein Grandseigneur, immer picobello gekleidet, trug maßgeschneiderte Anzüge, Seidenkrawatten und rahmengenähte Schuhe, aber sein Benehmen war alles andere als fein.

Marita lächelte nur, schüttelte den Kopf über ihren Schwiegervater in spe und lotste ihre beiden Besucherinnen rasch von der Terrasse.

Es war erst wenige Wochen her, dass sie sich kennengelernt hatten. Die Deutsche hatte sich auf dem Weg vom Flughafen in Nizza nach Grasse verfahren und war vor dem Obst- und Gemüseladen der Familie Babajou gestrandet. Seitdem hatten sie ein paar Mal miteinander zu tun gehabt, und die beiden Frauen hatten sich auf Anhieb gemocht.

Marita war Krankenschwester und Babette Altenpflegerin, so hatten sie schon eine Gemeinsamkeit. Marita war aus Deutschland gekommen, um den alten Lafleur zu pflegen, hatte dann aber ihr Herz an dessen Sohn Lucien verloren. Bei einem Treffen hatte Marita schließlich die Babajous zu einem Besuch auf die Domaine de Lafleur eingeladen. Aristide, der Mann von Babette, hatte kein Interesse daran, aber Angélique, ihre Tochter, drängte sie seitdem, die Einladung anzunehmen. Sie hegte eine Leidenschaft für alles, was mit Mode und Kosmetik zu tun hatte, und so waren sie heute hier. Marita wollte ihnen die Plantage zeigen, auf der Rosen und Jasmin für die Kosmetikindustrie angebaut wurden.

»Die Rosenernte ist leider vorüber«, erklärte Marita nun, während sie Babette und Angélique an den Feldern entlangführte. »Auch die Saison für den Jasmin geht zu Ende, wir ernten noch diese Woche, dann ist es vorbei.«

Sie passierten das weitläufige Rosenfeld, das sich in sanften Hügeln abwärtsschwang und erst am Horizont endete, wo man das Meer erahnen konnte, überquerten eine Straße und kamen schließlich zu den Feldern, auf denen der Jasmin noch blühte. Die Pflückerinnen seien bereits gegangen, erklärte Marita, geerntet werde lediglich von Sonnenaufgang bis zum Mittag. Danach sei ein Großteil der ätherischen Öle aus den Blütenblättern in der Hitze verflogen, die Essenz, die daraus gewonnen wurde, würde weniger intensiv.

Trotzdem duftete der Jasmin betörend. Auf dem Feld, das die Größe mehrerer Fußballplätze hatte, wogte ein Meer von winzigen weißen Blüten, die ihren unnachahmlichen Duft verströmten.

Babette und Angélique waren beeindruckt, als Marita ihnen genau erklärte, wie die Ernte vonstattenging. Jede Blüte

musste einzeln geerntet werden, ohne Blätter und Stengel. Aus den Milliarden zarter Blüten wurde letztlich eine winzige Menge der Jasmin-Essenz gewonnen, die die Basis der größten Parfums ihrer Zeit darstellte.

Sie gingen wieder zurück zum Landhaus, hinter dem ein flacher Bungalow stand. Hier wurden die Blüten gewogen und destilliert und das kostbare *Absolue* in kleine Fläschchen gefüllt. Angélique konnte gar nicht genug Informationen bekommen, sie stellte noch eine Frage und noch eine, und Marita gab sich große Mühe, alles zu erklären. Ihr Französisch war nicht besonders flüssig, was die Sache erschwerte.

Nach einer guten Stunde Führung hatten sie sich eine kleine Stärkung verdient. Ségolène servierte Kaffee auf der Terrasse.

Während Angélique von Lucien Lafleur, dem Chef der Domaine und gleichzeitig Parfümeur, noch durch sein Labor geführt wurde, wollte Marita mit Babette ein Wort im Vertrauen sprechen.

»Babette, ich habe einen kleinen Anschlag auf dich vor.«

»Etwas Schlimmes kann es kaum sein. Raus damit.«

Marita suchte nach den richtigen Worten. »Es geht um Georges. Seit ich mich entschlossen habe, hier und mit Lucien zusammen zu bleiben, bin ich nicht mehr als Pflegerin für ihn angestellt. Natürlich kümmerge ich mich trotzdem«, beeilte sie sich zu versichern, »aber Lucien möchte, dass wir wieder jemanden dafür beschäftigen.«

»Aber wozu Geld ausgeben, wenn du das machen kannst?« Babette verstand das Problem nicht.

»Lucien möchte, dass ich mich um den Betrieb hier kümmerge. Dann hat er freie Zeit, um Parfums zu kreieren. Das macht er nebenbei, aber er hat gute Angebote und möchte

das ausbauen. Und ich finde es toll, dass er mir den Betrieb hier zutraut. Zumindest teilweise.«

Babette verstand. »Drei Mal in der Woche. Am Vormittag. Das ginge.« Sie musste nicht lange darüber nachdenken. Regelmäßig nach Grasse zu fahren, in der Gesellschaft von Marita zu sein, das war eine willkommene Abwechslung zu ihrem Arbeitsalltag.

Marita atmete erleichtert auf. »Wunderbar, dann sind wir uns also einig. Du kümmerst dich drei Vormittage um Georges, und ich ...«

»Nur über meine Leiche!«

Erschrocken drehten die Frauen sich um. Keine von ihnen hatte bemerkt, dass Lafleur senior hinter ihnen stand und ihr Gespräch mitgehört hatte. Er sah ziemlich verärgert aus.

Aber Babette blieb unbeeindruckt. Dich koche ich auch noch weich, dachte sie, wart's nur ab.

# 1.



*Nizza, 2017*

**B**abette musste keinen Blick auf den Wecker werfen, um zu wissen, wie spät es war. Sie erwachte immer um die gleiche Zeit, immer um sechs. Seit Jahren ging das so, sie funktionierte wie ein Uhrwerk. Zwei Stunden zuvor, um vier, klingelte Aristides Wecker. Er musste so früh aufstehen, um im Großmarkt noch die besonders gute Ware zu bekommen. Aristide tat sich im Gegensatz zu ihr sehr schwer mit dem Aufstehen. Er jammerte und stöhnte, es dauerte mit hin eine halbe Stunde, bis er sich endlich aus dem Bett wälzte. Dann rollte sich Babette auf seine Seite des Bettes, dorthin, wo das Laken noch die Wärme seines Körpers speicherte, und fiel in einen tiefen zweiten Schlaf. Wenn sie dann von selbst aufwachte, war sie fit und ausgeschlafen.

Babette schlug die Bettdecke beiseite, reckte sich und öffnete die Fensterläden. Helles Sonnenlicht strahlte ihr ins Gesicht, der Himmel, von dem sie einen schmalen Streifen über den gegenüberliegenden Dächern sehen konnte, war leuchtend blau. So blau, wie er seit Wochen beinahe jeden Tag war und wohl noch eine Zeitlang bleiben würde. Es war Hochsommer, die Wärme drückte schon um diese frühe Uhrzeit gnadenlos in das kleine Zimmerchen. Die Terrakot-

takacheln unter ihren Füßen fühlten sich kühl an, und wenn Babette, so wie sie es in den Sommermonaten immer tat, die Sonne bis zum Abend aussperrte, würden sie es auch bleiben.

Draußen war es fast unerträglich heiß. Ihre französischen Freundinnen stöhnten, dass sie nachts nicht schlafen konnten, sie hielten die nächtliche Hitze nicht aus. Babette jedoch liebte tropische Temperaturen. Sie erinnerten sie an längst vergangene Zeiten, daran, wo sie herkam, sie erinnerten sie an die Sonne Afrikas. In Abidjan, im kleinen Bungalow ihrer Eltern, der nur zwei Zimmer umfasste, in denen sie alle zusammen gewohnt hatten, Mama, Papa und die sechs Geschwister, hatten sie auf dem Boden geschlafen. Eine schlecht gegossene Betonplatte, rauh und hart, aber Babette hatte es nicht anders gekannt. Lediglich ein Baumwolltuch hatte als Unterlage gedient, zugedeckt hatten sie sich mit dünnen Laken. Und so hielten sie es noch heute, Babette und Aristide.

Von der Arbeit her wusste Babette, dass die Franzosen ganz andere Schlafgewohnheiten hatten. Sie schliefen unter einem Leintuch, das rundherum unter der Matratze festgeklemmt war. Darüber eine Wolldecke, die ebenfalls festgesteckt wurde. Man schlief wie in einem Sarg, festgezurret, es war unmöglich, die Füße unter der straff gespannten Decke zu bewegen. Grausam! Niemals würde Babette auf diese Weise schlafen können. Allerdings war sie heilfroh, dass sie heutzutage statt des Betonfußbodens ein herrlich komfortables Bett ihr Eigen nennen durfte.

Sie schüttelte die Kissen auf und nahm das leichte Seidentuch, mit dem sie und Aristide sich im Sommer bedeckten, um es auf die kleine Wäscheleine vor dem Fenster zum Lüf-

ten zu hängen. Die Wäscheleinen waren in der schmalen Gasse kreuz und quer über die Straße gespannt, von einem Haus zum gegenüberliegenden. Dank einer einfachen Mechanik konnte man die Schnüre so zu sich heranziehen, dass man seine Wäsche bis zu den Nachbarn aufhängen konnte. Die Stadtverwaltung von Nizza hatte allerdings darum gebeten, dass die Wäsche nach Möglichkeit in der Hauptsaison nicht den gesamten Tag über den Köpfen der Touristen baumelte, die sich von Mai bis September durch die Gassen quetschten. Babette war mit Leonie, die gegenüber wohnte und mit der sie sich die Wäscheleinen teilte, übereingekommen, wechselweise ihre Wäsche in den frühen Morgen- und späten Abendstunden aufzuhängen.

Kaum hatte Babette sich aus dem Fenster gebeugt, um die Bettdecke über die Leine zu werfen, winkte ihr Leonie von gegenüber freundlich zu. In der einen Hand hielt sie den *bol* mit Milchkaffee, in der anderen eine Zigarette.

»Salut, Babette!«

»Salut, Leonie! Wie geht's?«

Leonie zeigte mit der Zigarette nach oben, dorthin, wo der Streifen blauen Himmels hervorblitzte. »*Grandes vacances!* Wie kann es mir da schlechtgehen?« Dann lachte sie ihr kehliges Raucherlachen.

Babette verabschiedete sich freundlich winkend. *Grandes vacances*, die großen Ferien, begannen morgen. Achteinhalb Wochen ohne Prüfungen und Tests, Magenschmerzen und Klagen über Lehrer. Während Babette in die kleine Küche ging, den Gasherd anmachte, Kaffeepulver in die Alu-Kanne füllte und eine selbstgebackene Brioche aus dem Brotkorb holte, dachte sie an die anstrengenden Jahre, die hinter ihr lagen. Vier Kinder hatte sie durch die Schule ge-

lotst! Von der *École maternelle*, der Vorschule für die Kleinsten, an. Hinbringen, abholen, Proviant zurechtmachen, bei schlechten Noten trösten, bei guten eine kleine Belohnung bereithalten.

Jetzt hatte sie nur noch ein Schulkind, Angélique, ihr Nesthäkchen. Rachid hatte das Gymnasium gerade abgeschlossen, er würde nach den Ferien nach Lyon gehen, um Betriebswirtschaft zu studieren. Aristide platzte vor Stolz, Rachid war der Erste in ihrer Familie, der das Gymnasium geschafft hatte. Ein Akademiker! Babettes Mutter hatte ihr am Telefon im Vertrauen erzählt, dass ihr Vater, ein Lehrer, heimlich geweint hatte, als er hörte, dass es einer seiner Enkel zu einer Hochschulbildung bringen würde. Natürlich würde Babettes Vater diese Tränen niemals zugeben, er hatte damals, vor dreißig Jahren, als Babette und Aristide Abidjan in Richtung Frankreich verlassen hatten, keinen Hehl daraus gemacht, dass er ihr Vorhaben für halsbrecherischen Wahnsinn hielt und es zutiefst verdammte. Diese Haltung hatte sich mit den Jahren etwas aufgeweicht, weil seine Tochter und dieser dahergelaufene Schwiegersohn aus dem Norden der Côte d'Ivoire es wider Erwarten doch geschafft hatten, zu überleben – und sogar ganz gut zu überleben! –, aber da ihr Vater Niederlagen nicht zugeben konnte, tat er noch immer so, als wolle er mit dem französischen Ableger der Familie nichts zu tun haben.

Mahmud, Babettes Ältester, hatte vor Jahren eine Lehre als Bankkaufmann gemacht und arbeitete bereits seit längerem im nahe gelegenen Antibes. Er hatte im letzten Jahr geheiratet, ein Mädchen, dessen Eltern aus Algerien stammten. Sie war seine Kollegin in der Bank, und die beiden arbeiteten von früh bis spät. Babette hoffte nun täglich darauf,

dass das Telefon klingelte und man ihr die frohe Nachricht überbrachte, dass das erste Enkelkind unterwegs sei. Aber bis jetzt Fehlanzeige.

Moira, ihre Zweitälteste, lebte hier in Nizza, sie war Verkäuferin in einer Boutique. Obwohl schon fünfundzwanzig, war sie noch immer unverheiratet, was Aristide schrecklich beunruhigte. Babette versuchte, ihn zu besänftigen und Verständnis für Moira aufzubringen, schließlich war deren Lebensstil für junge Europäer ganz normal, aber insgeheim wünschte auch sie sich, dass Moira bald in den sicheren Hafen der Ehe einlief.

Babette stand am Herd ihrer Küche, hörte dem Röcheln der Espressokanne zu, und ihre Gedanken galoppierten von den großen Ferien über ihre Kinder zu den Eltern. Mama und Papa, vor mehr als zehn Jahren hatte Babette – oder Behati, wie sie richtig hieß – sie zum letzten Mal gesehen. Mit ihrer Mutter telefonierte sie häufig, mit ihren sechs Geschwistern nur selten. Aber sie schickte natürlich regelmäßig Geld nach Hause, so wie es auch Aristide tat.

Als sie vor fast dreißig Jahren in Nizza angekommen waren, war Babette noch keine achtzehn gewesen und hochschwanger. Sie hatten bei einem Onkel ihres Mannes wohnen dürfen, hier in dieser Straße, und alles war fremd gewesen. Sie hatte sich damals kaum auf die Straße getraut, so seltsam und beängstigend war ihr die Welt der Franzosen erschienen. Sie hatte die Regeln nicht verstanden, die Menschen waren ganz anders miteinander umgegangen, steif und förmlich. Damals hatte sie geglaubt: feindselig, aber in den vielen Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte Babette begriffen, dass die Franzosen ihre Herzlichkeit nur auf andere Art ausdrückten, als sie, die Ivorerin, es gewohnt war.

Zum Glück konnte sie die Sprache sprechen, sie war mit Französisch aufgewachsen, alle Menschen von der Côte d'Ivoire sprachen Französisch und mehrere afrikanische Dialekte. Babette fragte sich, wie die Einwanderer hier zu rechkamen, die des Französischen nicht mächtig waren.

Dreißig Jahre. Sie hatten nichts gehabt außer den Kleidern, die sie am Leib trugen, und den Gummilatschen an den Füßen. Flip-Flops sagte man heute dazu, und Babette schüttelte noch immer den Kopf darüber, wie es sein konnte, dass so etwas Mode werden konnte. In Afrika hatten sie sich die Dinger aus alten Gummireifen gebastelt, ein Loch hinein, ein wenig Flachs, Hanf oder Schnur durchgezogen, und fertig war der »Flip-Flop«. Dann watschelte man wie eine Ente und hörte sich auch so an.

Der Kaffee war fertig, und Babette goss sich ihren zusammen mit der warmen Milch in eine Schale. Den Rest hob sie für Angélique auf. Rachid ließ sie schlafen, er hatte es verdient, liegen zu bleiben nach den anstrengenden Schuljahren. Zwar ärgerte sich Aristide, dass der Junge noch im Bett lag, wenn er hochkam, um seinen verdienten Mittagsschlaf zu halten, aber sie ließ ihn sich ärgern, das verpuffte schnell wieder.

Ach, Aristide. Mit einem Lächeln dachte Babette an den jungen Egwuatu, der er einst gewesen war und in den sie sich Hals über Kopf verliebt hatte. Im August hatten sie Hochzeitstag. Ihren dreißigsten!

Babette wünschte sich insgeheim, dass sie etwas Besonderes machten, nur sie beide, Egwuatu und Behati oder Aristide und Babette, wie sie seit ihrer Ankunft in Frankreich hießen. Sie hatten sich so genannt, weil sie ihr neues Leben auch mit neuen Namen hatten beginnen wollen. Natürlich hoffte sie

darauf, dass Aristide sich etwas für sie ausgedacht hatte, einen Restaurantbesuch vielleicht, eine Nacht in einem besonderen Hotel. Das war jedoch wenig wahrscheinlich. Wahrscheinlicher war der übliche Strauß roter Rosen, prachtvoller roter Rosen, für jedes Ehejahr eine. Aristide würde die Rosen bei einem der Händler auf dem Blumen- und Gemüsemarkt verbilligt bekommen, so war es jedes Jahr. Dann gab er ihr einen Kuss, versicherte sie seiner Liebe – und ging wieder an die Arbeit. Keine Spur von Romantik.

Angélique riss ihre Mutter aus den trüben Gedanken. »Guten Morgen, Maman«, murmelte sie und küsste Babette flüchtig auf die Wange. Sie setzte sich auf einen Stuhl, zog die Beine an und das große Schlaf-T-Shirt über die Knie. Dann tunkte sie ihre Brioche in den heißen Kaffee. Dabei fielen ihr fast die Lider wieder zu.

Liebevoll betrachtete Babette ihre Tochter. Siebzehn Jahre alt, ebenso alt, wie sie damals gewesen war. Aber gottlob nicht schwanger und auch weit entfernt davon. Babette dachte an ihre Eltern. Sie hatte ihnen das Herz gebrochen, damals, als sie sich bereit erklärte, sich auf Aristides waghalsigen Plan einzulassen und nach Europa zu gehen. Wenn sie sich jetzt vorstellte, dass Angélique sie verlassen würde, auf einen anderen Kontinent gehen, mit einem fremden Mann, unterm Herzen ein Enkelkind – sie würde zusammenbrechen.

»Was guckst du so?«, erkundigte sich Angélique misstrauisch, der die Blicke ihrer Mutter nicht entgangen waren.

»Nichts. Ich habe an damals gedacht. Als ich so jung war wie du.«

Ihre Tochter rollte genervt mit den Augen. Keines ihrer Kinder wollte die alte Einwanderer-Geschichte noch hören,

zu oft hatte Aristide sie heruntergebetet, die Geschichte von den zwei Ivorern, die mit nichts nach Frankreich gekommen waren und sich mit harter Arbeit und Fleiß einen Platz in der Mitte der Gesellschaft erarbeitet hatten. Kaum brachte ein Kind schlechte Noten nach Hause, beeilte sich Babettes Ehemann, die Litanei wieder zum Besten zu geben. Sie selbst war dieser Geschichte schon müde.

»Schon gut, ich sag ja nichts.« Babette tätschelte ihrer Tochter den Arm, dann stand sie auf. »Ich bin die Erste im Bad. Heute ist Georges-Tag.«

Georges-Tag. Drei Mal in der Woche war Georges-Tag, und das waren Babette die liebsten Tage. Denn dann setzte sie sich in ihr kleines Auto und fuhr ins Hinterland nach Grasse zur Domaine de Lafleur, aus der überfüllten, quirligen Großstadt in ein duftendes Paradies der Ruhe und Behaglichkeit.

Die Tage auf der Domaine waren Balsam für Babettes Seele! Endlich kam sie mal aus Nizza heraus. Diese Empfindung würden die meisten Franzosen und erst recht alle Touristen als irrwitzig empfinden, schließlich war Nizza das Ziel zahlreicher Träume, aber für Babette war Nizza eben Alltag. Nizza, das war immer Arbeit und selten Vergnügen. Sie besuchte im Auftrag der Agentur, die Pflegekräfte vermittelte, ihre Patienten, und ob sie das in Nizza tat, in den Banlieues von Paris oder in einer langweiligen Kleinstadt, spielte keine Rolle. Sie saß im Auto, fuhr die Adressen ab, kümmerte sich hier, fütterte dort, wusch, wechselte Wäsche und Windeln, tröstete, plauderte oder hielt einfach mal nur eine Hand. In den Mittagsstunden, wenn Aristide sein Nickerchen hielt, an manchen Tagen auch ganztags, half sie im Obstladen.

Am Nachmittag waren wieder die Alten dran und am Abend ihre eigenen Kinder. Wäsche, Einkauf, Erledigungen – das lief alles nebenbei. Am Abend stand sie meistens in der Küche und verarbeitete das Obst und Gemüse, das Aristide im Laden nicht mehr verkaufen konnte, zu Marmelade, Kompott, Chutneys oder Pickles. Oder sie saß mit ihrem Mann vor dem Fernseher, stopfte dabei Socken, besserte aus, kürzte einen Saum oder ließ eine Naht aus.

Das war ihr Leben.

Mondäne Côte d’Azur? Davon bekam Babette verdammt wenig mit.

Ganz anders war es bei den Freunden auf der Domaine. Babette kümmerte sich um den alten Georges, ein Gentleman-Schlitzohr, der sich ständig mit ihr herumstritt, tatsächlich aber lieber auf sein linkes Bein als auf sie verzichtet hätte. In den zwei Jahren, in welchen sie seine Pflegerin war, hatte Babette ihn so getriezt, dass er mit Hilfe von Physiotherapie, einem Logopäden und einer Ergotherapeutin wieder in der Lage war, auch für längere Strecken auf den Rollstuhl zu verzichten, und direkt anstatt über einen Computer kommunizieren konnte. Zwar waren all diese Maßnahmen von großem Gezeter und Wehklagen des mittlerweile 87-jährigen begleitet, aber Babette triumphierte, weil sie genau spürte, wie sehr sich ihr Patient – oder Folteropfer, wie er selbst gesagt hätte – über seine Fortschritte und die damit wiedererlangte Freiheit freute. Er brauchte keine Rundum-Betreuung mehr, kleidete sich alleine an und hatte einen gewissen Bewegungsradius, den er selbständig meisterte. Babette kam, um mit ihm zu trainieren, seine Übungen zu machen, die Medikation zu überwachen und natürlich um ihn bei Laune zu halten.

Darüber hinaus aber kam sie, um mit Marita und Ségolène, die den Haushalt der Lafleurs führte, ein Schwätzchen zu halten. Nicht selten fuhr sie danach noch mit Marita nach Grasse, um ins Kino zu gehen, sich in ein Café zu setzen oder ein wenig zu flanieren. In diesen Momenten fühlte Babette sich frei. Es war gestohlene Zeit, anfangs hatte sie ein schlechtes Gewissen gehabt – sollte sie nicht besser umgehend nach Hause fahren, um sich um die Kinder, den Haushalt, den Laden zu kümmern?! Aber peu à peu merkte sie, dass diese Momente ganz ohne lästige Pflichten ihr guttaten, dass sie ihr Energie gaben und vor allem: dass sie niemand vermisste. Die Kinder waren groß, Aristide so sehr mit seinem Geschäft verwachsen, dass sich niemals ein Familienmitglied beklagte, wo sie denn bliebe oder warum sie nicht früher nach Hause kam. Ja, mehr noch: Es schien gar keiner zu bemerken, dass sie sich hier und da eine Stunde oder zwei nur für sich abzwackte. Irgendwann hatte das Gefühl abgenommen, etwas Verbotenes zu tun, und war schließlich ganz verschwunden. Was blieb, waren die Freude und der Genuss.

Als sie auf die gekieste Auffahrt der Domaine einbog, kam ihr das Auto von Lucien entgegen. Am Steuer erkannte Babette Marita. Sie hielten nebeneinander an und ließen die Fenster herunter. Maritas freundliches und immer gutgelauntes Gesicht lächelte Babette entgegen. »Guten Morgen, Babette. Ich bin jetzt zwei Stunden weg. Lucien muss nach Paris, und ich fahre ihn zum Flughafen.« Sie warf ihr eine Kuschhand zu, Babette antwortete mit erhobenem Daumen und winkte außerdem zu Lucien auf dem Beifahrersitz hinüber, der den Gruß sofort erwiderte.

»Papa ist schon wach und nervt Ségo«, rief er lachend, »beeil dich und befrei sie von der Plage.«

»*Mon Dieu!*« Babette spielte die Besorgte und gab sofort Gas.

»Zu süß!« Georges Lafleur verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. Ségolène sah ihn fassungslos an, und als Babette die Küche betrat, wandte sie sich von dem alten Herrn ab und tippte sich an die Stirn.

»Guten Morgen, Babette, bitte probier du doch mal. Der Herr hier«, sie schickte einen giftigen Blick zu Lafleur senior, »hat keine Geschmacksnerven.«

»Meine Geschmacksnerven sind ausgezeichnet, meine Teure. Aber für die feine Dessertküche bist du nun mal nicht gemacht, Ségo. Dir liegt eher das Rustikale. Hasenbraten zum Beispiel.«

Eine typische Georges-Beleidigung, und während Ségolène die Entrüstete gab, konnte Babette sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Georges Lafleur saß in der gemütlichen Landhaus-Küche der Familie in einem eleganten Sommeranzug aus schimmerndem Leinen. Dazu trug er ein weißes Hemd, silberne Manschettenknöpfe, ein seidenes Einstecktuch und helle Segeltuchschuhe. Der Strohhut lag neben ihm auf dem Tisch. Auf die obligatorische Fliege hatte er heute wegen der Hitze verzichtet, das leichte Hemd war am Kragen einen Knopf geöffnet. Dazu umwehte ihn ein Hauch männlicherherben Duftes, eine Kreation seines Sohnes Lucien. Georges Lafleur sah aus wie dem Film *Der große Gatsby* entsprungen, und Babette dachte sich, dass ihm die Frauen in jungen Jahren reihenweise zu Füßen gelegen haben mussten. Ein-

zig sein oftmals wenig charmantes Verhalten, so wie jetzt Ségo gegenüber, könnte Verehrerinnen verjagt haben.

Vor ihm auf dem Tisch befanden sich seine Kaffeeschale und das halbe Croissant, das immer vom Vortag sein musste, auf gar keinen Fall frisch, damit es beim Eintunken in den heißen Kaffee nicht auseinanderfiel.

Die Küche war erfüllt vom Duft nach Vanille und warmer Milch, der aus dem Topf aufstieg, in dem Ségolène gerade konzentriert und behutsam rührte. Dann nahm sie einen frischen Teelöffel, nahm etwas von der Milch und gab sie Babette zum Kosten.

»Das ist für ein Soufflé, was sagst du?«

Die Masse schmeckte nach frischen Eiern, Milch, Zucker, Vanille, ein wenig Mehl und einer Prise Salz. Es war nichts daran auszusetzen.

»Hervorragend. Aber man könnte ein wenig Lavendel hinzufügen«, regte Babette an, »als Aroma-Kick.«

Ségolène pfiß bewundernd durch die Zähne. »Voilà, du bist ein Genie!«

Dann nahm sie von ihrem Gewürzregal ein winziges Fläschchen mit Lavendelessenz und gab vorsichtig drei Tröpfchen in die Soufflé-Masse. Augenblicklich stieg ein betörender Duft aus dem Topf empor. Die rundliche kleine Haushälterin strahlte und zeigte Babette den hochgereckten Daumen. Diese machte Anstalten, sich zu ihrem Patienten an den Tisch zu setzen, aber der hielt sie auf.

»Machen wir, dass wir wegkommen«, sagte er, »bevor es zu heiß wird. Außerdem mag ich mir dieses Hühnergeplapper nicht länger anhören.«

Ségolène ließ der Einwand ungerührt. »Die Hühner von Gilbert machen mich verrückt«, sagte sie, »sie legen einfach

zu viele Eier. Ich weiß schon nicht mehr, wohin damit. Heute Soufflé, morgen Crème brûlée, übermorgen Blancmanger ...« Sie lachte so herzlich, dass ihr ganzer kleiner Körper bebte.

Babette half Georges indessen, vom Tisch aufzustehen, und reichte ihm die beiden Walkingstöcke. Ein halbes Jahr hatte es gedauert, bis sie ihn, zuerst mit Engelszungen, dann mit Versprechungen und schließlich mit harschen Drohungen, davon überzeugen konnte, diese zu benutzen. Mittlerweile wollte der alte Herr nicht mehr ohne sie sein. Jetzt nahm er sie entgegen und wackelte, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend, aus der Küche.

Babette verweilte noch kurz bei Ségolène. »Wenn du möchtest oder wenn Gilbert möchte, kann ich immer, wenn ich hier bin, Eier mitnehmen und im Laden verkaufen. Die finden reißenden Absatz, möchte ich wetten.«

Ségolène nickte dankbar. »Ich werde es ihm vorschlagen. Aber du weißt ja, wie Gilbert ist ...« Sie wiegte den Kopf und rollte mit den Augen, was so viel hieß wie: »Ein bisschen plemplem.«

Hühner waren ein leidiges Thema. Sowohl Aristide als auch Gilbert, der Ehemann von Ségo, hielten welche. Und wenn sich die Ehepaare trafen, gab es zwischen den Männern vor allem ein Thema: das Federvieh! Stundenlang konnte über die Vorzüge verschiedener Rassen, die richtige Fütterung und die maximale Produktivität diskutiert werden. Babette verstand durchaus, warum Georges Lafleur wenig Lust auf dieses Gesprächsthema hatte, es erging ihr nicht anders.

Es war acht Uhr am Morgen, und die Sonne begann schon, ihre volle Kraft zu entfalten. Auf dem Rosenfeld, an dem sie mit Georges zusammen im Schneckentempo entlangging, arbeiteten bereits seit zwei Stunden die Pflückerinnen. Sie trugen Tücher um den Kopf geschlungen oder Strohhüte, damit die Hitze ihnen nicht allzu sehr zusetzte. Geerntet wurden die zarten Blüten vom Sonnenaufgang bis zum Mittag, dann, wenn die ätherischen Öle der Blütenblätter am intensivsten waren. Die Pflückerinnen brachen mit schnellen und jahrelang geübten Handbewegungen die Blütenköpfe ab und sammelten sie in den Stoffbeuteln, die sie vor dem Bauch trugen. Waren diese voll, so schütteten sie die Blüten in große Weidenkörbe, welche wiederum regelmäßig von anderen Helfern abtransportiert und zu einem kleinen Gebäude gebracht wurden, wo man die Blüten wog und anschließend umgehend in den Destillierapparat schüttete.

Jeden Morgen, an dem Babette mit Georges diese Runde ging, brachte eine der Frauen dem ehemaligen Chef der Domaine eine frische Rose, damit er an ihr riechen und sich ihrer Qualität versichern konnte. Georges kannte jede der Frauen mit Namen und bedankte sich immer mit formvollendetem Handkuss.

»Sie können so ein Charmeur sein, mein lieber Georges«, meinte Babette lächelnd, während sie dem alten Herren die Rose in seiner Anzugtasche befestigte.

»Jeder, wie er es verdient«, murmelte der Senior verschmitzt. Doch bevor er weiterging, besann er sich kurz, nahm eine Hand von Babette und hauchte auch ihr einen Kuss auf den Handrücken. »Sie wissen doch, dass mein Herz allein Ihnen gehört, meine Schöne.« Babette, die den Senior um mehr als einen Kopf überragte, nickte ihm huldvoll

zu, dann folgte sie ihm auf seinem beschwerlichen Weg. So gingen sie jeden Morgen nebeneinanderher, eine stolze, hochaufragende Schwarze mit weichem Hüftschwung und ein alter gebeugter weißer Dandy mit Walkingstöcken.

Am Ende des Rosenfeldes, außerhalb der Sichtweite des Landhauses, gab es eine Sitzbank, die von Bäumen beschattet wurde. Hier, neben den Hasen- und Ziegenställen, machten sie jeden Morgen eine Stunde Rast. Meistens saßen sie stumm beieinander, und Georges machte ein Nickerchen, während Babette die Tiere fütterte und streichelte oder einfach nur ihren Gedanken nachhing. So war es auch jetzt. Babette half Georges auf die Bank, dieser zog sein Sakko aus, sie krepelte ihm die Ärmel seines Hemdes hoch, dafür breitete er sein seidenes Einstecktüchlein neben sich auf der Bank aus, damit Babette darauf Platz nehmen konnte. Doch diese beugte sich erst einmal hinunter, um einen der Hasen zwischen den langen Ohren zu kraulen. Sie hörte noch, wie Georges tief und glücklich seufzte, und wusste, dass er nun seine Augen schließen und ein Nickerchen machen würde. Eine gute Viertelstunde war Babette damit beschäftigt, die Hasen mit Karotten zu füttern, für die Ziegen frisches Heu im Gehege zu verteilen und zu prüfen, ob in beiden Ställen noch ausreichend frisches Wasser vorhanden war. Dann nahm sie neben dem schlafenden Georges auf der Bank Platz. Der betörende Duft der Rosen hing schwer in der Luft, durch die Sommerhitze verbreitete er sich noch stärker, und Babette schloss kurz die Augen, um tief einzuatmen und sich für einen Moment voll auf den Genuss des Dufts einzulassen. Eine Amsel sang ihr melodisches Lied in einem der Bäume über ihnen, und Babette dachte, wie sehr

sie das Leben liebte, wenn es so schön war wie in diesem Moment.

Sie griff nach der Hand des alten Mannes, die auf der Bank neben ihr ruhte. Sie war schmal und knochig, die Haut dünn wie Pergament, und anders als sonst war sie kalt. Eiskalt. Babette wusste sofort, was das bedeutete. Georges Lafleur schlief nicht. Er war tot.